

Aus der Jugendzeit

Autor(en): **Kaeslin, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **1 (1910)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

:: Aus der Jugendzeit ::

Wer immer, den Tagen der Kindheit und der Jugend entwachsen, seinen Blick auf das Vergangene lenkt, der wird der eigentümlichen Auslese inne, welche die Zeit unter dem Gute seiner persönlichen Erinnerungen getroffen hat. Der größte Teil dessen, was er erlebte, ist aus seinem Gedächtnis ausgelöscht, so zwar, daß weite Zeiträume, die er doch einst mit Bewußtsein durchgemessen hat, dem rückschauenden Auge fast leer und inhaltslos erscheinen. Einige Hauptereignisse seines Daseins haben sich in scharfumrissener Form und mit unverlöschbaren Farben auf die Tafel seines Gedächtnisses geschrieben: fast brutal erscheint ihre Gegenständlichkeit in der duftigen Landschaft des Gewesenen. Und ebenso frisch erhalten sich nun merkwürdigerweise in unserer Erinnerung gewisse kleine Erlebnisse, denen wir, als sie der Gegenwart angehörten, keinerlei Bedeutung beimessen und die auch tatsächlich den äußeren Verlauf unsres Lebens nicht beeinflussen haben. Wie kommt es wohl, daß Derartiges so fest haften bleibt? In manchem Einzelfalle bleibt uns das wohl ewig verborgen; wir müssen annehmen, das kleine Geschehnis habe im Vorüberhuschen eine Saite unsres Wesens berührt, deren Ton zu fein ist, als daß er je die Schwelle unsres wachen Bewußtseins überschritte. Ein andermal finden wir — vielleicht erst nach Jahren — die Lösung des Rätsels; es stellt sich dann immer heraus, daß das Erlebte für unser Innenleben irgendwie von Bedeutung war, daß es unsrer Seele in ihrem Streben, sich auszuweiten, uns selbst und die Welt zu erkennen, geholfen hat. So ist es mir mit einem kleinen Erlebnis aus meiner Knabenzeit gegangen, einem Erlebnis, an sich so geringfügig, daß es in der Erzählung fast lächerlich klingen mag. Ich war an einem schönen Herbstnachmittag vors Haldentor gegangen und strich

dem Staketenzaune nach, der die Krautgärten hinter den Haldenhäusern von der Straße abgrenzt. Da sah ich über Salatbeete und halbdürre Erbsenstauden weg einen alten Mann, der mich in einer untern Klasse der Gemeindeschule unterrichtet hatte, wie er lesend in seinem Gärtchen auf und ab ging. In gleichmäßigem, langsamem Takte, bei jedem Schritt ein wenig ins Knie fallend, schritt der hochgewachsene alte Herr auf dem bekiessten Wege zwischen blühenden Asternbüschen auf und ab, die eine Hand in der Schosftasche seines langen Rockes geborgen, mit der andern ein Buch haltend, auf dem sein Auge unverwandt ruhte. Immer wieder kam er, das von einem grauen Seemannsbart umrahmte Gesicht aufs Buch gesenkt, nach vorn, der Vögel nicht achtend, die vom Weg und aus dem Gebüsch aufflogen; an einer bestimmten Stelle wendete er sich um und entfernte sich in der Richtung auf ein Pförtchen zu, das hinten in die weiße Mauer gebrochen war. Auf einen Steinpfosten zwischen den Zaunpfählen gelehnt, beobachtete ich längere Zeit das an sich so wenig auffallende Tun des alten Mannes, und es machte auf mich einen Eindruck, den zu beschreiben mir die Ausdrücke fehlen, versetzte mich in eine Stimmung, die mit den Worten Verwunderung und Wehmut nur annäherungsweise bezeichnet wird. Ich weiß jetzt, daß mein Denken damals zuerst das Problem des Lebens betastet hat, daß sich in mir damals eine unbestimmte, aber schon von allerlei Gefühlsranken umspielte Vorstellung bildete von dem, was die Erwachsenen meinen, wenn sie mit ernstem Gesichte vom Altwerden reden.

Es ist reizvoll, sich der ersten Schritte zu erinnern, die wir mit Bewußtsein im Leben getan haben, die eigentümlichen Empfindungen wieder aufleben zu lassen, welche die Dinge, da sie zuerst in unsern Gesichtskreis traten, in uns erregten. Was dem Erwachsenen so alltäglich geworden ist, daß er's kaum noch beachtet, das steht vor dem Auge des Knaben als ein Neues, Wunderbares, Geheimnisreiches. Immer wieder hebt die junge Seele ihre Schwingen zum Flug nach dem merkwürdigen Garten des Lebens, und da es ihr einstweilen nur

vergönnt ist, dessen Grenzmauer zu umschweben, so malt sie sich ein Phantasiebild von dem, was sein innerer Bezirk berge, träumt von himmelhohen Freuden, meerestiefem Weh, markdurchschütterndem Grauen. Wenig braucht es, um Phantasie und Gefühl eines Kindes in Schwingung zu bringen. In heimeliger Stube unter einem alten Giebedach liegt der Knabe wohlgeborgen im Bett; die Mutter hat die Lampe ausgelöscht und er ist schon am Einschlafen. Jetzt fallen schwere Glockenschläge vom obern Turm, und zugleich ertönen aus der Ferne die ersten Akkorde des Zapfenstreichs, den die Militärmusik, das Städtchen durchziehend, bläst. Der Knabe fährt auf und horcht, wie die Klänge näher und näher kommen. Jetzt tönt's dumpf und hohl: sie sind unter dem alten Torbogen; jetzt schmettert's wieder frei zwischen den Häusern der Gasse, und lauter und immer lauter wird's. Auf einmal schweigen die Instrumente, einen Augenblick hört man den stampfenden Taktschritt der vorüberziehenden Soldaten, und plötzlich setzen die Trommeln ein, hallend und dröhnend, daß die Fenster beben und die alte Pendule auf der Kommode zu schüttern anfängt. Wie eigentümlich wird's da dem Knaben zu Mute: unheimlich dünkt ihn diese Musik in der stillen, dunkeln Nacht, und in seinem Kopfe drängen sich, vom Reize des Geheimnisvollen umwoben, dunkle Vorstellungen vom Soldatenleben, vom Biwakieren auf freier kalter Höhe, wo die Hornsignale sich zu den Sternen schwingen, von Kampf und Sieg und Sterben. Merkwürdig, welche Rolle der Krieg und alles, was damit zusammenhängt, im Denken eines Knaben spielt! Wenn die Friedensfreunde es einmal dazu brächten, daß der Erwachsene seine Büchse am nächsten Prellstein zerschmetterte und seinen Säbel überm Knie zerbräche — die Jungen würden aus den Trümmern sich Waffen fürs Soldatenspiel schaffen, und immer wieder würde ihre Phantasie die alten Zeiten heraufbeschwören, da Mann gegen Mann im Felde stand. Genau erinnere ich mich noch des mächtigen Eindrucks, den ich empfang, als einer unserer Lehrer in der Bezirksschule einst vom dreißigjährigen Krieg erzählte. Während vieler Wochen

beschäftigten mich die Vorstellungen, welche sein lebendiges Wort in mir hatte erstehen lassen, und wenn ich etwa des Sonntags von der Empore aus auf die Menschen im Schiff der Kirche hinuntersah, so fühlte ich mich völlig in die Zeit versetzt, da die Anhänger der reinen Lehre, ernste Ratsherren in schwarzen Ueberwürfen, derbe Handwerker mit breiten, rotblonden Bärten, zarte junge Mädchen und zitterhändige Matronen, sich im Gotteshaus zusammenfanden und den Choral Ein' feste Burg anstimmten, während aus der Ferne die Kanonen der Sigiisten herübergrollten. Ja, einmal, als die Kirchenfenster plötzlich in ihren Bleifassungen erklimrten, da glaubte ich mich mit eins auf den Platz hinausversetzt und sah, wie eine Abteilung von Reitern in hohen gelben Stulpstiefeln, den Pallasch über den behelzten Köpfen schwingend, die Gasse heraufgaloppierte, wie der Doranreitende, ein Mann mit schwarzem Knebelbart und wallendem Federhut, sich mit kurzem Kommandowort aus dem Sattel schwang, langsam über den gepflasterten Platz schritt und mit dem Kreuzknauf seines Degens an das verschlossene Portal der Kirche hämmerte, indes sich drinnen dumpfes Murmeln und Wehklagen erhob. Manche Schulstunde habe ich mit derartigen Träumereien hingebracht — und wahrlich, es reut mich nicht. Das darf ich aber nur ganz leise sagen! ◇

Wenn ich an meine Gemeinde- und Bezirkschuljahre zurückdenke, so wundre ich mich darüber, wie wenig mir von dem, was in den Schulstuben vorging, im Gedächtnis geblieben ist. Sogar von einzelnen Lehrern habe ich nur ein verschwommenes, schattenhaftes Bild in meinem geistigen Besitz. Fest eingepägt haben sich einige kleine Vorkommnisse, bei denen der oder jener Unterrichtende seine amtsgemäße Zurückhaltung einmal aufgab, uns als fühlender, verstehender Mensch entgegentrat. So erinnere ich mich noch genau daran, daß unser Lehrer in der vierten Klasse der Gemeindeschule — er wirkt noch immer unter uns; möge es ihm lange noch beschieden sein — einen Knaben, der in überaus traurigen Verhältnissen lebte, mit besonderer Rücksicht behandelte. Noch

sehe ich, wie er einmal den Knirps, der, vor die schwarze Tafel gerufen, wegen seiner Kleinheit nicht gut sehen konnte, lachend auf seine rechte Hand setzte, ihn hoch aufhob, bis sein Auge in gleicher Linie mit den geschriebenen Zahlen stand und ihn dann sorglich wieder auf den Boden stellte. Gerne erinnern sich die Schulgenossen aus jenen Jahren eines jungen Bezirkslehrers aus dem Kanton Graubünden, der an freien Nachmittagen gelegentlich mit uns in den Jura wanderte, wo er sich denn lebhaft an unserm Spiel beteiligte. Dieser Herr verließ leider bald unser Aarau, um eine Lehrstelle in einer großen Schweizerstadt zu übernehmen, wo er immer noch tätig ist. Möchte ihm stets alles wohl gelingen! Eine sehr erwünschte Abwechslung im Wochenstundenplan eines Bezirks= schülers der ersten Klasse bedeutete es, wenn unser Deutsch= lehrer — er hat jetzt das Szepter niedergelegt, wandelt jedoch zu unsrer Freude noch mit uns im Lichte — jeweilen in der Freitagstunde das romantische Epos Die Abbassiden von dem Grafen Platen vorlas. Zu Beginn einer solchen Lese stunde wollte sich der Lehrer, wie es recht war, vergewissern, ob seine Zuhörer das vorige Mal der Erzählung aufmerksam ge= folgt seien, und er pflegte das zu tun, indem er sich nach dem Verbleiben Assads, des Haupthelden, erkundigte. Wir Schüler freuten uns jeweilen im voraus auf den Augenblick, da der alte Herr — dem jungen Volk erschien er natürlich schon damals als sehr alt — in die Türe trat und auf dem Wege zum Pult, während er sein rotes Schnupftuch in der Rocktasche barg, sich an irgend einen aus der Klasse wendete mit der energisch betonten Frage: wo ist der Assad? — hier ist der Ort, eines Mannes zu gedenken, den ich, da er schon vor längerer Zeit von uns gegangen ist, mit Namen nennen will: ich meine den Lehrer und Jugendschriftsteller Heinrich Herzog. An den Schülern der fünften Klasse, die er lange Jahre hindurch unterrichtete, mag Herzog nicht immer reine Freude erlebt haben: sein überaus ernstes Wesen, dem der Humor selten zu Dienste war, stand in starkem Gegensatz zu dem Temperament seiner jungen Schützlinge. Auch die Jugendblätter, welche er im Verein mit

Otto Sutermeister herausgab, haben wohl nicht immer den Ton getroffen, der lebhafte Jugend anzieht; sie waren für rechte Knaben etwas zahm. Gerne haben wir dagegen die vier Bändchen seiner Erzählungen aus der Weltgeschichte gelesen; das war anziehende und gesunde geistige Kost. Treffliches hat Herzog in der Schule jedenfalls nach einer Richtung geleistet: er verstand es, die jungen Menschen zum schriftlichen Gebrauch ihrer Muttersprache anzuleiten. Jede Woche wurde ein kleines, leichtes Ruffächchen geschrieben, und die Uebung im Deutschschreiben, die seine Zöglinge sich dadurch erwarben, ist manchem später zugute gekommen. Als unsere Klasse seiner Leitung schon entwachsen war, versammelte Herzog einige Schüler derselben, die er gut leiden mochte, wöchentlich einmal zu einem Leseabend in seiner Wohnung. Da haben wir denn erst gemerkt, wie gut es dieser Mann mit der Jugend meinte, was für ein liebenswerter Mensch er war. Ich bin mit Herzog in Verbindung geblieben, als jenes Lesekränzchen längst eingeschlafen war; manche Stunde habe ich als Gymnasiast und Student in der Studierstube des alten Herrn zwischen den dichtbesetzten Bücherregalen zugebracht. Der kleine Mann mit dem aufwärtsstrebenden schwarzgrauen Haar und der fast im rechten Winkel nach abwärts gebrochenen Nase, dem alles politische Gezänke ein Greuel war und der in seinen spätern Jahren keinen Fuß in ein Wirtshaus setzte, mag von vielen als ein Sonderling angesehen worden sein. Mir steht er als ein edel denkender, warmherziger, für geistige Dinge in weitem Maß empfänglicher Mensch im Gedächtnis. Er vertrat in trefflicher Weise jene Gattung geistiger Selfmade men, wie sie die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts öfters gezeitigt hat, Menschen, die, wahre Bildung über alles schätzend, ein ganzes Leben lang daran arbeiteten, ihr intellektuelles und sittliches Besitztum zu erweitern und fruchtbar zu machen, die, im Rahmen überkommener Anschauungen sich bewegend und gegen Neues nicht ohne Mißtrauen, doch nicht eng und kleinlich erschienen und deren aus redlicher Denkart entsprungene Würde sich auch die Richtung derjenigen erzwang, welche

manches im Sein und Denken dieser Strebenden unverstündlich finden mochten. ◊

Wer Harau vor dreißig Jahren gekannt hat, der weiß, daß die Musik damals das öffentliche Interesse mehr beschäftigte, als es heutzutage der Fall ist. Eine längere Theatersaison gab es damals noch nicht, das Verständnis für die bildenden Künste, das heute in weite Kreise dringt, lebte nur in Wenigen, und, so gediegen die von dem damaligen Leseverein veranlaßten Vorträge auch sein mochten, so übten sie doch nicht dieselbe Anziehungskraft aus wie heutzutage die Veranstaltungen der Literarischen Gesellschaft. Wenn der Cäcilien-Verein ein größeres Werk einstudiert oder einen tüchtigen Solisten angeworben hatte, so konnte er auf einen vollen Saal mit Sicherheit rechnen, während in den letzten Jahren treffliche Leistungen auf musikalischem Gebiet leider nicht stets die gebührende Teilnahme erweckt haben. Lebhaft erinnere ich mich noch der angenehmen Aufregung, die sich vieler bemächtigte, wenn das Auftreten eines Künstlers wie Theodor Kirchner, Grützmaker, Hans Huber, Sjöden, Joachim, Sarasate in Aussicht stand. Ich glaube nicht, daß einem Musiker hier jemals wieder solcher Beifall zuteil geworden ist wie dem Spanier mit der mächtigen Mähne, als er, in der Blüte der Jahre und auf dem Gipfel seines Künstlertums stehend, zum erstenmal in unsrer Stadt spielte. Wer vergäße je den wunderbar süßen Ton, mit dem er den langsamen Satz in dem Violinkonzerte von Mendelssohn sang, und wie in den Passagen des letzten Teils die einzelnen Töne gleich schimmernden Tauperlen in schnellster Folge vom Bogen sprühten? Mit dem Namen Joachim verknüpft sich für mich unlöslich der Gedanke an unsre Stadtkirche, die alte, unrestaurierte nämlich, deren kahlen, weißgetünchten Wänden eine gewisse Größe eigen war, welche der tapezierten Wohnlichkeit des erneuerten Raumes abgeht. Wenn der stattliche Mann mit dem dunkeln Dollbart, die Geige unterm Kinn, auf der Estrade stand — da, wo jetzt die Orgel ist — und in ruhiger, sozusagen priesterlicher Haltung den Bogen über die Saiten führte, dann paßte auf ihn, was Heinrich Leuthold von Geibel sagt:

Ein schönes Bild harmonischer Entfaltung
hast Du uns, Unvergänglicher, gewoben
Und einmal noch auf ihren Thron gehoben
Die Kunst durch formvollendete Gestaltung.

Das große Interesse, welches diese Solistenkonzerte in weiten Kreisen erregte, steigerte sich bei den jungen Geigern und Klavierspielern, die mein Vater herangebildet hatte, zu heller Begeisterung. Wie wurde da das Vorzügliche jeder Leistung erfaßt und besprochen! Die meisten dieser jungen Leute wußten, daß die Musik mehr bieten kann als flüchtige Unterhaltung für den Augenblick; sie hatten dieselbe hohe Meinung von der Würde der Kunst wie ihr Lehrer, der einmal einem jungen Geistlichen, als dieser andeutete, daß ein Jünger der heiligen Cäcilia doch gelegentlich die Predigt besuchen sollte, zur Antwort gab: Aber, Herr Pfarrer, Sie kommen ja nicht einmal, wenn Beethoven predigt! — Man kann sich denken, welche Spannung sich jeweilen der jungen Musiker bemächtigte, wenn die öffentliche Schlußprüfung herannahte, wo die, welche etwas konnten — ihre Zahl war nicht klein — als Solisten aufzutreten hatten. Besonders hübsch war dabei, daß unter den Spielern, so sehr sich jeder bemühte, sein Bestes zu geben, doch keine schöne Eifersucht und Rivalität aufkam. Man interessierte sich darum, welches Stück wohl der und jener vortragen dürfe, man urteilte mit der strengsten Unparteilichkeit und freute sich über jede gute Leistung, ob der Spieler ein guter Freund war oder nicht. Von den damaligen Musikschülern leben, wie natürlich, die meisten noch, und wenn sie nicht alle mehr ihr Instrument pflegen, so ist doch gewiß in keinem die Freude an der Kunst der Töne erloschen. In jungen Jahren sind leider weggestorben ein vorzüglich beanlagter Geiger, Fritz Braun aus Lenzburg, und ein trefflicher Klavierspieler, Eduard Schenker aus Wien. Dahingegangen ist auch der beste Geiger unter den Dilettanten, den ich je gehört habe, ein Mann, der vielen in Harau in guter Erinnerung steht, ich meine den Dr. Emil Haberstich, Sohn des Herrn Nat.=Rat Haberstich. In Amerika zum Zahnarzt ausgebildet,

kehrte er nach längerem Aufenthalt in Südfrankreich, schwer an der Lunge leidend, in seine Vaterstadt zurück, wo ihm noch einige Jahre zu leben vergönnt war. Zu krank, um seinen Beruf auszuüben, verkürzte er sich, wenn sein Zustand es ihm erlaubte, die Stunden erzwungener Muße mit seiner geliebten Violine. Zuletzt quartierte er sich, um dem Wald nahe zu sein, in einem kleinen Bauernhaus weit draußen in Buchs ein, und dort besuchten ihn an schönen Nachmittagen gelegentlich seine Freunde und Freundinnen. In warme Tücher gehüllt, spielte er ihnen im Garten draußen Volksmelodien vor — zu schwererem reichte seine Kraft nicht mehr — und über dem Lachen und Scherzen der frohen Gesellschaft vergaß er den Tod, der wartend über den Gartenzaun herüberblickte. Wo ist der Hölty, der die schwermütige Heiterkeit eines solchen Abends in Verse bannte, wo der Thoma, der die Szene malte?: den Kranken unter dem fruchtebeladenen Apfelbaum, die Wiese vor dem Wald, wo die Kühe gemessenen Ganges weiden, die Sonnenblume, an deren dunkeln Schild sich der Distelfink, rot und gold schimmernd, mit leichtem Fuße klammert und die große, goldene Sonne, die in dämmernder Ferne hinter den bläulichen Jura=bergen langsam niedergeht?

Hans Kaeslin.



Silvesternacht.

Es fällt en wyße Schleier
 Ganz lislig hüt ufs Land,
 De händ is d' Aengeli gwobe
 Mit ihrer liebe Hand.

Sie händ mängs goldigs Stärndli
 Zäntume dry verstreut
 Und hie und do im Zettel
 En schwarze Fade gleit.

Es nieders Mönstschindli
 Derwütscht en Teil dervo:
 I wett, du hättst von alle
 's schönst Blätli übercho!

Sofie Haemmerli-Marti, Cenzburg.